



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs-Spiegel. (Der Schluß des Moltke-Gardenprozesses. Pläne zur Reichsfinanzreform.)

Berlin, 5. Januar 1908

Der Prozeß gegen Maximilian Garden wegen Beleidigung des Grafen Moltke ist noch in das neue Jahr hinübergewandert. Er erlitt noch einmal eine Unterbrechung durch einen neuen Krankheitsanfall Gardens, doch konnte am 3. Januar endlich das Urteil gefällt werden. Es lautete auf vier Monate Gefängnis; die Strafkammer folgte genau dem Antrag des Oberstaatsanwalts. In der juristischen Behandlung dieses Falles wird das jetzt gesprochene Urteil wohl noch nicht des Dramas letzten Akt bedeuten. Nicht nur weil der Verurteilte von dem Rechtsmittel der Revision Gebrauch macht, sondern auch weil ein weiteres Verfahren wegen Beleidigung des Fürsten Eulenburg zu erwarten ist. Die unerquickliche Angelegenheit wird uns also wohl noch lange beschäftigen, aber ihre politische Seite, die uns allein hier interessieren kann, spielt dabei nur noch eine geringe Rolle. Politisch ist die Sache zu Ende, und keine neue Verhandlung kann den Zusammenbruch, den Garden erlitten hat, wieder heilen oder auch nur verhüllen.

Die Unzulänglichkeit der Beweisaufnahme bei der ersten Verhandlung vor dem Schöffengericht ist durch die Feststellungen dieses zweiten Prozesses erst recht offenbar geworden. Wir halten es für verkehrt, sich deshalb in Vorwürfen gegen die in dem ersten Prozeß tätigen Personen zu ergehen, die zweifellos ihr Bestes getan haben, um das Recht zu finden. Der Fehler lag vielmehr darin, daß Graf Moltke durch das Versagen der Staatsanwaltschaft auf den Weg der Privatklage beim Schöffengericht gedrängt wurde, und die Sache dadurch vor eine richterliche Behörde gebracht wurde, die ihrer ganzen Zusammensetzung und Einrichtung nach sowie durch den Mangel an Gewicht und Erfahrung in solchen Verhandlungen von unberechenbarer Tragweite für die Öffentlichkeit nicht die geeignete Stelle sein konnte, um derartiges zum Austrag zu bringen. Die Staatsanwaltschaft hat wenigstens den Fehler wieder gut gemacht.

Nach den Ergebnissen der frühern Beweisaufnahme konnte die Freisprechung Gardens nicht überraschen, weil die Verhandlung weithin den Eindruck hinterlassen hatte, daß sich Garden durch die Aufdeckung gewisser Vorgänge und Zustände ein Verdienst erworben habe. Jetzt aber hat das Ergebnis des zweiten Prozesses ein gänzlich verändertes Bild geschaffen. Es muß offen bekannt werden, daß auch viele, die über die Wirksamkeit Gardens eintgermaßen Bescheid zu wissen glaubten, überrascht worden sind.

Der politische Wert des Prozesses liegt darin, daß er weiten Kreisen einen Blick in die Werkstatt des vielbewunderten und vielgescholtenen Publizisten gestattet hat. Wenn man in den letzten Wochen und Monaten mit Personen zusammentraf, bei denen man einige Kenntnis der Personalverhältnisse und der intimeren Beziehungen innerhalb der Behörden, der Parlamente und der Presse voraussetzen konnte, dann wurde eigentlich wohl niemals des Prozesses Gardens Erwähnung getan, ohne daß zugleich die Überzeugung ausgesprochen wurde, Garden habe sicher noch ein ungeheures Material im Rückhalt. Denn man wußte, wie viel von allen möglichen Seiten zugetragen wurde, und niemand glaubte, daß ein Mann von so scharfem Verstand und langjähriger publizistischer Erfahrung sich ohne starkes Rüstzeug auf das Glatteis der Enthüllungen und des politischen Skandals begeben haben könne. Nun war ihm jetzt die Gelegenheit gegeben, sein Material vollständig auszukramen, und das einfachste Gebot der Selbsterhaltung mußte ihn veranlassen, das zu tun,

denn es handelte sich um seinen politischen und journalistischen Ruf, der für ihn so viel der Verteidigung wert war wie für andre Kopf und Kragen. Und da begab sich das Merkwürdige, daß das „Material“ des Angeklagten im Laufe der Verhandlung immer mehr zusammenschrumpfte wie die Hülle eines Luftballons, dem das Gas entströmt. Zuletzt blieb von den vermuteten Quellen, aus denen Harden seine Darstellung geschöpft haben sollte, weiter nichts übrig als die Aussage einer hysterischen Frau. Daraus, daß Harden den Gesundheitszustand der geschiednen Gattin des Grafen Moltke nicht richtig erkannt hat, kann ihm freilich billigerweise kein Vorwurf gemacht werden; denn die Dame wurde ihm durch Geheimrat Schweningcr zugeführt. Wenn dieser als erfahrener Arzt und Gatte einer nahen Verwandten des Grafen Moltke die Aussagen der jetzigen Frau von Elbe für glaubwürdig hielt, so kann man Harden nicht tadeln, wenn er persönlich das Gleiche tat und den Aussagen Glauben schenkte. Indessen von dem Erfassen einer persönlichen Meinung bis zum Eintritt in eine große Aktion, um mit Tinte und Feder den Angriff gegen eine staatsgefährliche Gruppe zu führen, ist für einen erfahrenen Publizisten immer noch ein weiter Weg. Eine sorgfältigere Prüfung des Materials mußte zeigen, daß es nicht ausreichte, um öffentliche Anklagen und Enthüllungen zu stützen. Denn ein guter Menschenkenner wird die Aussagen einer leidenschaftlichen und angeblich gekränkten Frau, wenn sie nicht anderweitig bekräftigt sind, niemals ohne weiteres als Tatsachen ansehen, die er nötigenfalls vor Gericht verwenden kann, und nur auf solche Tatsachen gestützt kann man einen publizistischen Feldzug führen. Eine solche Vorsicht ist auch da nötig, wo keine Zweifel an der geistigen Gesundheit der Dame gehegt werden.

Nun hat sowohl Harden als auch Geheimrat Schweningcr offenbar unter dem Eindruck von Gesprächen gestanden, in denen Fürst Bismarck seinerzeit in Friedrichsruh seinem Groll gegen den damaligen Grafen Philipp zu Culenburg und seine Freunde Luft machte. Aber im vertrauten Kreise spricht sich mancher über Personen und Dinge, die ihm widerwärtig sind, gern so drastisch aus, wie es die Umstände nur irgend gestatten, ohne daran zu denken, daß der Hörer die Worte buchstäblich nimmt; leidenschaftliche Naturen gehn darin nicht elten bis an die äußerste Grenze und drüber hinaus. Ein so vulkanisches Temperament wie Fürst Bismarck machte davon keine Ausnahme; wie er sich in gereizter und bitterer Stimmung im engsten Kreise auszusprechen pflegte, davon gibt es auch sonst Beispiele genug. Aber es ist direkt unbegreiflich, wie Harden auf den Gedanken kommen konnte, sich auf diese Zornesausbrüche als Zeugnisse für Tatsachen zu stützen. Auch wenn mehrere Personen vorhanden waren, die den Wortlaut der Bismarckschen Äußerungen bestätigten konnten — und auch hierin sah er sich im Stich gelassen —, so mußte er voraussehen, daß diese Zeugen unter der Wucht des Eides unmöglich eine Deutung jener Äußerungen geben konnten, die vor Gericht als ausreichender Beweis für Tatsachen gelten durfte. Harden hatte also wirklich die denkbar schwächsten Stützen für seine Behauptungen. Da er aber gleichwohl mit derselben Sicherheit aufgetreten war, mit der er sonst als angeblich genau Eingeweihter die intimsten Vorgänge der Politik und des Hoflebens zu kennen vorgab, so wurde dadurch den Bewunderern Hardens zum erstenmale recht deutlich der Rückschluß aufgebrängt, daß auch sonst die eigenartige Stellung Hardens zu den politischen Fragen häufig keine andre Grundlage hatte als Klatsch, Mißverständnisse und falsch bewertete Wichtigkeiten.

Wir halten diese Feststellung für das Wichtigste an der ganzen Sache. Nicht um der Person Hardens willen, sondern weil wir meinen, daß diese Erfahrung unsrer ganzen Zeit heilsam sein kann. Man hat sich in dem letzten halben Jahre recht viel darum gestritten, aus welchen Motiven Harden gehandelt haben mag. Der Streit ist müßig, weil sich darüber nichts beweisen läßt, am wenigsten bei

einer so komplizierten Natur wie Harden. Wenn jetzt seine Freunde sagen werden, gerade die Unvorsichtigkeit, mit der er ohne genügendes Material vorgegangen sei, bürgere für seinen guten Glauben und seine edle Absicht, so wird psychologische Erfahrung dem entgegenhalten können, daß diese Sicherheit auch ebensowohl das Ergebnis eines Selbstbetrugs sein kann, der bei eiteln Naturen durch fortgesetzte Erfolgsfolge auf einem bestimmten Gebiete sich sehr leicht einstellt und die Schärfe der Urteilskraft mindert. Indessen wie sich das auch verhalten mag, der verruchte Bösewicht, über dessen Unschädlichmachung jetzt plötzlich alles frohlockt, ist Harden ebensowenig wie der schwer verkannte Vaterlandsretter, als der er von seinen Freunden beklagt wird. Wir haben es schon einmal gesagt und möchten es jetzt gerade nach der vollständigen Klärung, die der zweite Prozeß gebracht hat, noch einmal wiederholen: Harden ist ein Produkt und ein Typus unsrer Zeit, und weniger seine Person als die Zeitkrankheiten sind es, die in ihm an den Pranger gestellt werden. Dieser begabte Publizist ist auf den Weg, den er genommen hat, hauptsächlich dadurch geraten, daß sein Streben, sich aus engen und widrigen Verhältnissen herauszuarbeiten, ihn der Versuchung erliegen ließ, die Schwächen und Unarten des Nationalcharakters und unsrer Zeit als Mittel zum Erfolge zu benutzen. Das hat ihn emporgetragen, aber man darf dabei nicht übersehen, daß eben dadurch ein großer Teil des deutschen Volks zum Mitschuldigen Hardens geworden ist.

Die natürlichen Rückschläge, die nach dem Scheitern Bismarcks aus seinen Ämtern in der politischen Stimmung eintreten mußten, sind der Nährboden für Hardens Tätigkeit geworden. Diese Tätigkeit war niemals die einer sachlichen Opposition gegen bestimmte Grundsätze und Maßnahmen des neuen Kurses, sondern Stimmungsmache, Erhaltung einer grundsätzlichen Verdrossenheit gegen alle, die es wagten, nach dem März 1890 noch deutsche Politik zu machen. Die ziellose Nörgelsucht der Zeit kam ihm zu Hilfe. Der deutsche Philister, der sich unter Bismarcks Kanzlerschaft wahrhaftig nicht in Unkosten gestürzt hatte, sondern im Grunde nur froh war, daß die große Politik ohne Anstrengung und Nachdenken von seiner Seite so ausgezeichnet besorgt wurde, glaubte nun außerordentlich viel zu tun, wenn er im Gegensatz zur vergangenen Zeit alles durch ein Verkleinerungsglas betrachtete. Bei dem Darniederliegen des politischen Verständnisses und Pflichtgefühls vermochte er aber für all das Kleine und Fehlerhafte, was nach seiner Meinung ringsum geschah, keine andre Erklärung zu finden als die Hiftörchen, die ihm das Hintertreppengeschwätz bot. Solche Zeit war allerdings wie geschaffen für das Emporkommen eines Publizisten, der — unter lebhaft zur Schau getragener Bismarckbegeisterung, im übrigen aber ohne feste politische Gesichtspunkte — immer eine interessante Wissenschaft von allem, was hinter den Schlüffellöchern, in den Alkoven und auf den Hintertreppen vorging oder gesprochen wurde, verriet und in jedem Fall, es mochte geschehen, was da wollte, mit pikanter Bosheit festzustellen verstand, daß man wieder einmal das Falsche getan habe. Aber, wie schon erwähnt, der einzige Schuldige ist Harden nicht. Jeder Publizist und Parlamentarier wird bestätigen können, daß diese kleinliche und häßliche Methode politischen Denkens bis heute beinahe die Regel geworden ist. Das normale Denken in politischen Fragen ist überwuchert durch anekdotischen Kleinkram und Klatsch, und als der am besten unterrichtete Politiker gilt nicht der, der die besten Erfahrungen und Kenntnisse in einer Sache hat, sondern der am besten Bescheid weiß in dem persönlichen Klatsch, der zufällig mit der Frage verknüpft worden ist. Ein typisches Beispiel für die heute besonders beliebte politische Methode ist das neuliche Vorgehen des Abgeordneten Dr. Paasche gegen den Kriegsminister. Das Bewußtsein, durch zufällige persönliche Beziehungen in einem bestimmten Augenblick über einige Nebendinge besser unterrichtet zu sein als der Minister — was für die Sache völlig gleichgültig war —

war dem sonst so geschickten Politiker und Parteiführer so zu Kopfe gestiegen und raubte ihm so das Unterscheidungsvermögen, daß er gar nicht merkte, einen wie schlimmen Fehler, der für die Politik seiner Partei verhängnisvoll werden konnte, er eigentlich machte. Wenn irgendwo heute ein guter Zeitungsartikel erscheint, wird sicherlich erst ganz zuletzt gefragt, was darin steht, und was er sachlich wert ist; vorher zerbricht sich alles den Kopf, wer den Artikel vielleicht „lanciert“ haben könnte, und in welcher möglichst weit hergeholten Absicht es geschehen ist.

Diese ganze Richtung des heutigen politischen Denkens, die immer die Nebendinge, persönliche Motive, das Sensationelle, die unwahrscheinlichsten Kombinationen aufsucht und in den Vordergrund schiebt, ist die Hauptursache der für unser skeptisches Zeitalter sonst beinahe unerklärlichen und mitunter an das Kindische streifenden Leichtgläubigkeit in politischen Dingen. Ein vernünftiges Urteil, das aus der Sache selbst geschöpft ist, wird mitleidig belächelt, aber das Dümme wird unbesehen geglaubt, wenn der, der es behauptet, den Eindruck zu erwecken weiß, daß er über besondere Verbindungen verfügt. Es ist von Wert, daß diese Art, Politik zu machen, durch den Prozeß Harden einmal in ihrer ganzen Hohlheit und Wertlosigkeit offen dargelegt worden ist. Es wird zwar dadurch noch keine endgiltige Heilung eintreten, aber einen starken Stoß wird die Politik des Klüfterns, Raumens, Matschens und Mörgelns doch hoffentlich erhalten.

Bald geht es nun wieder an ernstere Arbeit, denn die Weihnachtspause der Parlamente nähert sich ihrem Ende. Im Reichstag wird voraussichtlich die Reichsfinanzreform die Frage aller Fragen werden; alles spitzt sich darauf zu. Die Gegensätze, die es dabei zu versöhnen gilt, sind an dieser Stelle schon einigemal gekennzeichnet worden. Weshalb die Forderung direkter Reichssteuern vorläufig als unerfüllbar gelten muß, ist hier auch schon angedeutet worden. Es würde das einen zu tiefen Eingriff in die verfassungsmäßigen Grundlagen des Reichs bedeuten. Vorläufig muß man also bei den Mitteln bleiben, die die Reichsverfassung an die Hand gibt. Zunächst handelt es sich dabei um den Ausbau der indirekten Verbrauchssteuern, unter möglichster Berücksichtigung der liberalen Wünsche, weil bei der grundsätzlichen Gegnerschaft der Liberalen gegen indirekte Steuern von dieser Seite ohnehin Zugeständnisse gemacht werden müssen. Die einzigen vernünftigen Steuern dieser Art sind die Steuern auf Gegenstände des Massenkonsums, soweit dieser Konsum mehr auf den Lebensgewohnheiten und Neigungen der Bevölkerung als auf absoluter Notwendigkeit zum Zweck des Lebensunterhalts beruht. Denn diese Steuern sind die einzigen, die schon bei einer kaum merkbaren Mehrbelastung des Verbrauchers, die dieser willig auf sich nimmt, recht bedeutende Erträge geben. Für unsere deutschen Verhältnisse würden in erster Linie Bier und Tabak in Betracht kommen. Aber da in Steuerfragen nicht die Vernunft und Wahrheit, sondern die agitatorische Phrase das letzte Wort zu sprechen pflegt, und der deutsche Volksvertreter den Ärger des kannegießernden Biertrinkers mehr zu fürchten hat als alles andre in der Welt, so wagt man mit der Bierbesteuerung nicht so weit zu gehen, wie es im Interesse der Reichsfinanzen geboten wäre. Was aber den Tabak betrifft, so ist die Reichsfinanzverwaltung bisher durch den Reichstag genötigt worden, selbst auf die bescheidensten Pläne zur bessern Ausnutzung dieser Steuerquelle zu verzichten, weil es nicht gelungen war, die hier besonders stark auseinandertreibenden Interessen gleichmäßig zu berücksichtigen. Die Vorschläge, mit denen sich Tabakindustrie und Tabakhandel allenfalls befreundet hätten, galten dem Tabakbau als ruinös, und umgekehrt. Jetzt will man es noch einmal versuchen mit der Zigarren-Banderolesteuer. Es ist die einzige Form der Besteuerung, bei der die Last mit einiger Sicherheit dem Verbraucher auferlegt werden kann, und die zugleich eine Abstufung der Belastung nach dem Wert der fertigen Ware gestattet.

Von sonstigen Verbrauchssteuern bleibt dann eigentlich nur noch die Umgestaltung der Branntweinbesteuerung übrig, die bekanntlich durch ein Branntweinmonopol erreicht werden soll. Den grundsätzlichen Widerstand der Liberalen gegen Monopole jeder Art hofft man in diesem Falle durch Berücksichtigung ihrer andern Wünsche bezüglich der Behandlung des Branntweingewerbes zu überwinden. Das Nähere darüber wird noch später Gegenstand der Erörterung werden.

Alle diese Vorschläge sind jedoch nicht imstande, den Bedarf des Reichs voll zu decken, und so ist man immer noch auf die Ergänzung der Reichseinnahmen durch die Matrikularbeiträge angewiesen. Denn das Suchen nach allen möglichen Steuerquellen, wie es bei dem letzten Reformversuch notgedrungen geschehen mußte, kann nur zu Mißerfolgen führen, wie sie die verunglückte Fahrartensteuer mit sich gebracht hat. Daß diese Steuer, die in ihrer jetzigen, besonders verfehlten Form bekanntlich der Regierung durch den Reichstag aufgedrängt worden ist, über kurz oder lang überhaupt beseitigt wird, ist dringend zu wünschen. Dann muß aber Ersatz geschaffen werden. Es heißt, daß von seiten Bayerns eine Ausdehnung der Erbschaftssteuer beim Bundesrat beantragt worden ist. Aber für diesen Gedanken wird im Reichstag schwer eine Mehrheit zu finden sein, da hier mit einer sehr starken und entschlossenen Gegnerschaft der Konservativen und des Zentrums, teilweise auch der Nationalliberalen zu rechnen ist. Und so weist auch diese Erwägung auf die Matrikularbeiträge der Einzelstaaten hin.

Aber freilich ihre Erhöhung nach dem jetzigen System der Verteilung nach der Kopfszahl der Bevölkerung der Einzelstaaten ist schlechthin unmöglich. Und deshalb muß man jetzt doch ernstlich an den Gedanken herantreten, einen andern Verteilungsmodus nach der finanziellen Leistungsfähigkeit der Einzelstaaten zu finden. Das ist ungemein schwierig, aber immerhin nicht unmöglich, und es ist bei den obwaltenden Verhältnissen insofern der beste Weg, als der Wunsch der Liberalen, direkte Reichssteuern einzuführen, in der Sache eigentlich damit erfüllt wird, ohne daß die Reichsverfassung verletzt oder in ihrem Wesen verändert wird. Denn die Wirkung auf die Steuerzahler ist, wenn wirklich die Leistungsfähigkeit der Einzelstaaten berücksichtigt wird, in der Tat ungefähr dieselbe. Man wird sich mit diesen Plänen in der nächsten Zeit noch viel beschäftigen müssen.

Historisch-politisches ABC-Buch. Zur Förderung des Geschichtsunterrichts und zur Selbstbelehrung. Von Dr. M. Mertens, Direktor des Gymnasiums in Brühl. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1907.) Wie jeder Beruf mit einem besondern Schatz von technischen Ausdrücken arbeitet, deren Sinn und Bedeutung dem Eingeweihten ganz geläufig, dem Fernerstehenden aber zuweilen höchst rätselhaft ist, so hat auch jede Wissenschaft in ihrem Wortschatz eine Menge von besondern Bezeichnungen und Wendungen, die aus frühern Zeiten wie ein altes Erbgut übernommen worden sind, oder die erst die Neuzeit geprägt hat. Da die Geschichte und die politischen Wissenschaften vom Sprachschatz aus allen Jahrhunderten und nicht zum mindesten auch aus der Gegenwart zusammentragen, so ist es heutzutage auch für den gebildeten Leser nicht leicht, alle Begriffe der historischen oder politischen Darstellungen schnell aufzufassen und richtig zu verstehen; vollends wird die Jugend bei der Lektüre historischer Werke auf Schritt und Tritt durch die Unkenntnis der technischen Ausdrücke gehindert werden. Um diesem Übelstand abzuweichen, hat M. Mertens ein historisch-politisches Wörterbuch verfaßt, das auf 216 Seiten die für das Verständnis historisch-politischer Werke notwendigen Begriffe in gemeinverständlicher Sprache erklärt. Das Buch beginnt mit Abendland und endigt mit Zwölfstafelgesetz. Wie knapp und doch deutlich der Verfasser darzustellen weiß, dafür folgendes Beispiel: „Monroelehre, die ihm Jahre 1823 von

dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Monroe, feierlich abgegebene Erklärung, daß es fortan den europäischen Staaten nicht gestattet sei, Erwerbungen auf dem amerikanischen Festlande zu machen und sich in die innern Angelegenheiten amerikanischer Staaten einzumischen («Amerika den Amerikanern!«), in neuester Zeit dahin erweitert, daß bei Streitigkeiten europäischer Mächte mit süd- und mittelamerikanischen Staaten die Union die Vermittlung beansprucht.“ Es ist natürlich, daß dieser erste Versuch das große Gebiet der historisch-politischen Begriffe nicht erschöpfen kann. Wir vermissen zum Beispiel eine Erklärung des Wortes Jesuitismus; auch Finanzen hätte eingehender behandelt werden können, dergleichen fehlen manche in den letzten Jahren vielfach gebrauchten diplomatischen Ausdrücke, wie Revirement, Isolation (splendid isolation!), Expansionspolitik, Made in Germany und andre. Weshalb wird Cromwell an verschiedenen Stellen mit einem K geschrieben? Aber das sind alles Kleinigkeiten gegenüber den vortrefflichen Eigenschaften des Buches. Wir können es vor allem den jungen Leuten, die sich in den historisch-politischen Zeit- und Streitfragen schnell zurechtfinden wollen, nur gelegentlich empfehlen.

Modern=positive Theologie. Wie sich die Biologie mehr und mehr von Haeckel ablehrt, die Philosophie die entschiedne Wendung vom Materialismus zum Idealismus schon auf der ganzen Linie vollzogen hat, so sucht auch die liberale protestantische Theologie, nachdem ihre kritische Aufgabe gelöst ist, wieder festen Grund und Boden unter die Füße zu bekommen. Karl Beth, Professor der Theologie in Wien, definiert in seinem Buche: Die Moderne und die Prinzipien der Theologie (Berlin, Trowitsch und Sohn, 1907) den modernen Geist als den Geist des Individualismus, der autonomen Entscheidungen und des Empirismus, weist seine Wurzeln in der Renaissance, der Reformation und dem englischen Baconismus nach, kritisiert die Versuche Seebergs, Raftans und Grütz-machers, mit diesem Geiste positive, nicht etwa orthodoxe Theologie zu treiben, und weist dann im einzelnen nach, wie man auch mit diesem Geiste zu positiven Ergebnissen gelangen könne. Was eine Theologie als positiv charakterisiere, das sei „eine in Freiheit gewonnene bejahende Stellung zu Bibel und Bekenntnis, und zwar im Verein mit wissenschaftlicher Kritik“. Auch das Verdienst von Troeltsch um die Aufhellung des Verhältnisses zwischen dem reformatorischen Christentum und der modernen Kultur wird anerkannt, in zwei Stücken ihm jedoch entschieden widersprochen: daß er die religiöse Toleranz und Gewissensfreiheit als ein Werk des Täufertums ansieht, und daß er mit Max Weber zusammen lehrt, der Protestantismus habe eine neue Art Askese, die Arbeitsaskese, in die moderne Welt eingeführt. Vom Calvinismus kann das doch wohl nicht geleugnet werden; wir haben uns in den Artikeln über Konfession und Wirtschaftsleben die Auffassung von Troeltsch und Weber angeeignet. — Auch D. Arnold Meyer, o. Professor der Theologie in Zürich, gelangt zu positiven Ergebnissen, die sich der Auffassung der ältern Kirche nähern, in seiner Untersuchung: Wer hat das Christentum begründet, Jesus oder Paulus? (Tübingen, J. C. B. Mohr, 1907.) Da die Reformatoren von dem paulinischen Rechtfertigungsdogma ausgegangen sind, liegt den protestantischen Theologen die Versuchung nahe, Paulus auf Kosten Jesu zu überschätzen. Nichttheologen sind darin noch weiter gegangen. Eduard von Hartmann hat Jesus für eine ziemlich unbedeutende Persönlichkeit gehalten, deren Bedeutung lediglich darin bestehe, daß sie den Paulus zur Schaffung seines Christusbildes angeregt habe. Auf der andern Seite ruft ein ganzer Chor: Zurück zu Jesus! Paulus ist der Verderber der reinen, schlichten Jesuslehre gewesen! Meyer stellt nun die Theologie des Paulus und die Lehre Jesu, beider Unterschied und Einheit

dar und kommt zu dem Ergebnis: „Paulus hat nicht nur Jesus in sich aufgenommen und eigenartig wiedergegeben, sondern diese Wiedergabe geschah in so tiefinniger, hochgemuter und geistvoller Weise, daß dadurch das Christentum und die Sache Jesu einen Fortschritt nach vielen Seiten hin erfuhr. . . . So groß der Abstand in der Begriffswelt beider ist, im Streben nach religiöser Freiheit, nach geistiger Auffassung reicht Paulus dem Christentum die Hand und wird ihm ein starker Helfer. . . . Der eigentliche Grund und Begründer unsrer Religion ist nur Jesus. Paulus dagegen ist zwar nicht der einzige, aber doch der hauptsächlichste Begründer der Form des Christentums, in der es allein die weite Welt für Christus erobern konnte.“ — Auch „Das Papsttum, seine Idee und ihre Träger“ von Professor Dr. Gustav Krüger in Gießen (F. C. B. Mohr in Tübingen. 3. und 4. Heft der 4. Reihe der Religionsgeschichtlichen Volksbücher) dürfen wir als ein Produkt des positiven Geistes bezeichnen. Die Entstehung des Papsttums und seine Geschichte wird mit vollem Verständnis seiner weltgeschichtlichen Bedeutung ganz objektiv, ohne eine Spur gehässiger Polemik, erzählt. Am Schluß erinnert der Verfasser an Macaulays bekannte Prophezeiung, die römische Kirche, die so viele Staaten und die Blüte des Islams überlebt habe, werde „vermutlich noch dastehen in ungeschwächter Kraft, wenn einst ein Reisender aus Neuseeland, inmitten ungeheurer Einsamkeit, auf einem zerbrochenen Pfeiler der Themsebrücke Posten fassen wird, um die Ruinen von St. Paul zu zeichnen“. Aber er erinnert zugleich an das Wort Jesu von dem Manne, der für seine reiche Ernte neue Scheunen bauen und dann seines Reichthums froh werden wollte, zu dem jedoch Gott sprach: Diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern. Das ist, schließt der Verfasser, „eine Weissagung, von der alles Zeitliche abgestreift ist; sie wird sich auch am Papsttum erfüllen“.

Eine Krisis des italienischen Theaters. So gewiß sich auch in Italien in den letzten Jahren ein erhöhtes Interesse für die Künste bemerkbar macht, so wird man doch schwerlich behaupten können, daß diesem Interesse eine ebenso bemerkenswerte künstlerische Produktion entspreche. Die dramatische Kunst ist die einzige, die dank der Tüchtigkeit einiger hochbedeutender Schauspieler sowie dank der erfreulichen Arbeit zahlreicher Schriftsteller eine Blüte erlebt. Eleonore Duse, Ermate Novelli, Ermate Jaccone, um nur einige der Größten anzuführen, das sind Namen, die nachgerade überall in den Theatern Europas und Amerikas genannt und geschätzt sind; sie sind es auch, die dem Publikum die Dramen eines d'Annunzio, eines Giacoso, eines Novetta und der übrigen bedeutendern Italiener vertraut und lieb gemacht haben. Sicherlich trägt auch die altererbte Begeisterung dieses Volks für Schauspiele ihr gutes Teil zu dieser gegenwärtigen Blüte des Dramas in Italien bei. Die Italiener von heute sind ja würdige Nachkommen ihrer Ahnen, die sich im Zeitalter der Renaissance in den Theatern von Florenz zu den Komödien Machiavellis drängten, und die im siebzehnten Jahrhundert in Venedig nicht müde wurden, Abend für Abend die schelmischen Einfälle Goldonis zu beklatschen. Diese Begeisterung ist eine solche, daß es kein Dörflein gibt — und wäre es selbst ein solches ohne Schule —, das nicht sein regelrechtes Gemeintheater haben will, wo in Ermanglung von etwas besserem einige wackre junge Leute an den Winterabenden die blutigsten Spektakelstücke darstellen, bei denen unter der aufrichtigsten Nührung des Publikums von vier Schauspielern mindestens drei auf offener Bühne ermordet werden und der vierte sich selbst zum Tode befördert.

Und doch ist dieser blühende Zustand der dramatischen Kunst heute schwer bedroht durch einen finanziellen Zusammenschluß, der in den letzten Tagen bekannt geworden ist. Leider kann sich ja auch die Kunst dem mächtigen Einfluß ökonomischer Machtmittel nicht entziehen. Es handelt sich um einen großen Trust,

der im Begriff ist, sich zu bilden zwischen den Gebrüdern Chiarella, den Besitzern einiger der bedeutendsten Theater Italiens, und Riccardi Re, einem großen Operettenunternehmer. Dieser Zusammenschluß hätte den Zweck, alle wichtigen Theatergesellschaften zu einer einzigen Niesenunternehmung zusammenzuschmelzen und überdies die schriftstellerische Arbeit der besten Verfasser von Theaterstücken an sich zu fetten. Die Folge wäre, daß dieser Trust als Herr der größten Theater, der bedeutendsten Schauspieler und der bekanntesten Schriftsteller das gesamte italienische Theater vollständig in der Hand hätte.

Wie es scheint, sind schon sechs oder sieben der besten Theatergesellschaften dieser Vereinigung beigetreten, die ihnen ausgezeichnete Bedingungen in finanzieller Beziehung zusichert, aber zum Glück für die italienische Kunst sind die Verhandlungen mit den Schriftstellern nicht ebenso glatt abgelaufen. Vielmehr hat die Schriftstellervereinigung von Rom jüngst in einer Versammlung beschlossen, sich mit aller Kraft dem drohenden Syndikat entgegenzustellen und alle andern italienischen Schriftsteller aufzufordern, sie möchten ihre Werke den Theatergesellschaften versagen, die sich am Trust beteiligen. Diese Entscheidung ist bemerkenswert, um so mehr, als zweifelsohne der Trust den schon bekannten Schriftstellern die allergünstigsten Bedingungen gemacht haben würde, um sich deren künftige Schöpfungen zu sichern, die ihnen eine gefährliche Konkurrenz gemacht hätten.

Statt dessen haben sich nun die berühmtesten Schriftsteller nicht ausschließlich von ihren Privatinteressen leiten lassen, sondern auch an das heranwachsende Autorengegeschlecht gedacht sowie auf die allgemeinen Existenzbedingungen der Kunst Rücksicht genommen. Und das mit vollem Recht; denn soll irgend die Kunst fortschreiten und sich das Theaterwesen naturgemäß nach dem Geschmack und der Vorliebe des jeweiligen Publikums entwickeln, so muß volle und unbedingte Freiheit im Theater herrschen in der Weise, daß der persönlichen Initiative keine Fesseln angelegt werden und sich die Kräfte der Autoren wie die der Schauspieler frei entfalten können. Alle Macht in die Hand einer einzigen oder zweier Personen legen, einem Privatmann eine übermäßige Gewalt einräumen, das kann nur schädlich wirken, das hieße allerlei Mißbräuchen und Übergriffen, die für das Theater verhängnisvoll werden könnten, Tür und Tor öffnen.

Daß dies die unvermeidlichen Wirkungen des Systems sind, das man einzuführen im Begriff ist, hat man schon erfahren und erfährt es eben jetzt in Italien auf dem Gebiet der Musik mit der unwidersprochenen Vorherrschaft der zwei großen Musikherausgeber Ricordi und Sonzogno. Neulich äußerte sich ein älterer bekannter Komponist uns gegenüber in folgendem Sinn: wenn die italienische Musik (il teatro lirico) gegenwärtig eine Periode des Niedergangs durchzumachen habe, so verdanke man diese Tatsache zunächst diesen beiden Verlegern. Indem diese die wenigen Komponisten in besondrer Weise protegieren, die durch langfristige Verträge an sie gebunden seien, verhindern sie das Emporkommen von jüngern Talenten, da sie ein Interesse daran haben, Werke, die in ihrem Besitz sind und einen gesicherten Erfolg haben, ausschließlich auszubeuten.

Wir können also den energischen Beschluß der Schriftstellervereinigung nur mit Freuden begrüßen, da er hoffen läßt, die schwere Gefahr, die dem italienischen Theater droht, werde diesmal abgewandt werden.

Duilio Bossi

